

Deutsche Welle

Grüne Gentechnik – Fluch oder Segen?

Teil 8: Kirgisien - „Ein Land am Scheideweg zwischen traditioneller Landwirtschaft und grüner Gentechnik“

Von Karen Fischer

Wilde Reiternomaden, und die legendären Seidenstraße - Klischee-Bilder über Kirgisien. Dabei ist die Wirklichkeit viel nüchterner: Heute ist Kirgisien ein Agrarland. Mehr als die Hälfte der rund fünf Millionen Kirgisen leben von und mit der Landwirtschaft, die zu den wichtigsten Wirtschaftsfaktoren zählt. Doch die Bauern stehen vor vielen Problemen - schlechtes Saatgut, minderwertiger Dünger und ausgelaugte Böden machen ihnen zu schaffen. Auch schleppende Gesetzgebung, eine unausgeglichene Landreform und Korruption erschweren das Wirtschaften. Kirgisien, ein Land am Scheideweg, ist gerade dabei, sich zum Einsatz von grüner Gentechnik zu positionieren. Ein langwieriger Prozess, der - zur Zeit jedenfalls - die wichtigste Zielgruppe noch nicht erreicht hat: die Bauern.

Wir beginnen unsere Reise ganz im Süden des Landes, in den Bergen des Tien Schan, jener Gebirgskette, die Kirgisien von China trennt. Hier oben wachsen nur noch Kartoffeln so richtig gut. Wir treffen vier Bauern, Brüder, alle hier geboren und sie haben schon immer Kartoffeln angepflanzt. Die Winter sind hier lang, die Stromversorgung unzuverlässig. Das nächste Telefon: anderthalb Stunden entfernt. Doch die Bergbauern, sie sind zufrieden. Seit sie privat wirtschaften, verdienen sie mehr als früher. Von Grüner Gen-Technik haben sie allerdings noch nie etwas gehört. Sie kümmern sich lieber um die akuten Probleme. Zum Beispiel um den vermehrten Schädlingsbefall, für den sie keine Erklärung haben. Oder aber die potentieller Konkurrenz. Beides hat es früher nicht gegeben, und vor allem letzteres ist eine große Herausforderung:

"Wir wollen größere Lager bauen - das macht einen besseren Eindruck und erhöht den Absatz. Wir wissen, dass wir in der Zukunft Konkurrenz haben werden, und deswegen dürfen wir nicht schlafen und müssen schon heute mehr arbeiten, um uns darauf vorzubereiten."

Die vier Kartoffelbauern in den Bergen - sie kommen mit den Anforderungen der neuen Zeit besser zurecht als die meisten ihrer Berufskollegen. Viele Bauern wissen gar nicht, welche Schwierigkeiten sie zuerst angehen sollen. Scott Wallace von der amerikanischen Agrar-Organisation IFDC, zählt die Hauptprobleme auf:

"Zunächst landwirtschaftliche Kenntnisse, dann die Größe des Besitzes und Schwierigkeiten, Kredite zu bekommen. Außerdem der Zugang zu qualitativ hochwertigen Produkten. Und ich würde sagen - die fünfte Schwierigkeit ist der Markt. Während der Sowjetzeit gab es einen natürlichen Markt. In den letzten zehn Jahren sind aber viele dieser Marktverbindungen zusammengebrochen."

Schon genug Anforderungen für einen erfahrenen Bauern. Doch die kirgisischen Bauern haben im durchschnitt nur siebeneinhalb Jahre Berufserfahrung. Viele sind ehemalige Lehrer, Beamte, Ingenieure und so weiter, die durch eine Landreform vor elf Jahren günstig an Boden gekommen sind. Andere sind ehemalige Kolchosen-Arbeiter, die nur Spezialkenntnisse haben. Das landwirtschaftliche Knowhow ist so gering wie die Größe des Besitzes. 0,3 bis 0,5 Hektar Land sind es durchschnittlich - zu wenig, um effizient zu wirtschaften. Bei soviel Nachholbedarf an bäuerlichem Grundwissen bleibt kaum Platz für Neues. Grüne Gentechnik ist daher für die meisten kirgisischen Bauern noch ein Fremdwort - auch, weil es genmanipuliertes Saatgut zumindest offiziell noch nicht gibt im Lande. Da waren die Nachbarn schneller: Usbekistan und China. Sie haben den großen Biotechnologie-Konzernen ihre Märkte und Felder geöffnet - und damit auch Kirgisien unter Zugzwang gesetzt. Doch für internationale Beobachter steht fest: der Einsatz von Gentechnik in der Landwirtschaft wird trotzdem nicht ausreichend diskutiert, so die Programmdirektorin der Schweizer Organisation Helvetas, Karin Füeg:

"Es ist nicht eine Diskussion, die in der Öffentlichkeit geführt wird. es wäre natürlich auch eine der sehr vielen Aufgaben in diesem Land, eine öffentliche Diskussion darüber zu führen, aber das ist einfach eine Frage der Prioritätensetzung."

Wir verlassen die Kartoffelbauern und fahren nach Osh, der größten Stadt im Süden Kirgisiens. Besuch im zentralen Depot eines Kartoffel-Projekts der deutschen Welthungerhilfe. Bauern wie die vier Brüder in den Bergen bekommen hochwertiges Saatgut auf Kredit und zahlen in Kartoffeln zurück. Aus diesem Kartoffel-Fonds wiederum können dann andere Bauern beliefert werden. Ein sich selbsterhaltendes System mit dem Ziel, die Qualität des Saatguts - und damit den Lebensstandard der Bauern - zu verbessern.

Die Kartoffeln lagern gut geschützt, mehrere Vorhängeschlösser sichern die Tür. In der leicht muffigen Atmosphäre des Depots, zwischen Tonnen von Saat-Kartoffeln dann die Überraschung: einer der Mitarbeiter des Projekts fragt uns nach genmanipulierten Pflanzen und was wir darüber wüssten. Rascher Rollentausch: Statt Reporter auf der Suche nach Informationen sind wir plötzlich diejenigen, die Antworten geben. Der Mitarbeiter hat bisher nicht viel gehört über grüne Gentechnik, aber er befürchtet Schlimmes für die Zukunft:

"Das wird sowieso kommen, früher oder später. Und Kirgisien wird vielleicht so was wie ein kleines Versuchsfeld. Das ist wie mit dem Klonen. Eigentlich ist das verboten, aber ich habe in der Presse gelesen, dass es in den GUS-Staaten trotzdem gemacht wurde. Im Westen, in den entwickelten Ländern ist es sehr schwierig, Experimente an Menschen durchzuführen. Und hier ist es relativ einfach, denke ich."

Also doch - schwelt die Angst vor den Bio-Technologien? In der Hauptstadt Bishkek treffen wir Mikhail Matveyenko. Der Biologe ist Mitglied einer Biosicherheits-Kommission, die sich mit der Ausarbeitung einer Gesetzesvorlage für die Anwendung Grüner Gentechnik beschäftigt. Im April soll sie dem neugewählten Parlament zur Abstimmung vorgelegt werden, aber Mikhail Matveyenko verrät uns schon mal die groben Richtlinien des Entwurfs.

"In unserem neuen Gesetz wollen wir alle modifizierten Organismen in Gefährlichkeitsklassen einstufen. Es werden Listen zusammengestellt, mit deren Hilfe wir das Risiko kontrollieren wollen. Zum Beispiel: Zur ersten Risiko-Gruppe werden Pflanzen gehören, die auf keinen Fall nach Kirgisien gelangen dürfen, weil sonst ein Risiko bestünde, dass unsere Pflanzenwelt durch den Pollenflug Schaden nimmt. Die nächste Risiko-Gruppe sind Pflanzen, bei denen diese Gefahr nicht besteht, zum Beispiel Mais. Alles wird davon abhängig gemacht, für was eine genmodifizierte Pflanze gedacht ist. Für die Forschung, als Nahrungsmittel oder als Futtermittel. Nach diesen Kriterien werden die Pflanzen eingestuft."

Parallel dazu will Kirgisien dem Cartagena-Protokoll beitreten. Das regelt den grenzüberschreitenden Verkehr mit genveränderten Organismen, zur Zeit also vor allem Saatgut, und soll verhindern, dass gentechnisch modifiziertes Saatgut ohne Wissen der nationalen Behörden in ein Land eingeführt wird. Viel Zeit bleibt nicht. Denn - so Karin Füeg von Helvetas:

"Ob genmanipuliertes Saatgut plötzlich auf dem kirgisischen Markt auftauchen wird, ich glaube, das wird sehr wahrscheinlich passieren, weil die Nachbarstaaten Usbekistan und China daran beteiligt sind und dies auch einführen wollen, von dem her kann ich mir sehr gut vorstellen, dass es passieren wird."

Das Problem: Die Grenzen zu den Nachbarländern sind durchlässig, geschmuggelt wird alles, was tragbar ist - eben auch Saatgut aus nicht-deklarierten Quellen. Deshalb sollen neue Kontrollposten errichtet werden, aber eine umfassende Grenzsicherung in den unwegsamen Bergregionen sowieso so gut wie unmöglich.

Der Gesetzentwurf liegt inzwischen den verschiedenen Ministerien vor - sie sollen Rückmeldungen geben. Aber: wie sieht die Informationspolitik in Sachen Grüner Gentechnik jenseits der Regierungsebene aus? Mikhail Matveyenko möchte hier keine Defizite zugeben. Es habe doch eine öffentliche Diskussion in den Medien stattgefunden meint er und fügt hinzu:

"Man kann sagen, dass jetzt etwa 20 Prozent der Bevölkerung informiert sind. Das heißt: 20 Menschen von 100 wissen, was genmanipulierte Pflanzen sind. Bei den anderen 80 geht diese Information in ein Ohr rein und aus dem anderen raus. Von diesen 20 Menschen wiederum, die Bescheid wissen, sind etwa 18 gegen die Einführung von Produkten mit genmanipulierten Komponenten auf unseren Märkten. Aber hier muss ich hinzufügen, dass sie ihre Infos vor allem aus den Medien haben. Und die haben berichtet, dass es gefährlich sei."

Wir machen den Wissens-Test über Gen-Technik. Und fahren dazu raus aus Bischkek aufs Land - dorthin also, wo die grüne Gentechnik im Alltag wichtig werden wird. Unser Ziel: eine ehemalige Kolchose, jetzt bäuerliche Dorfgemeinschaft. 7000 Menschen leben hier, aus der Kolchose sind 410 private bäuerliche Betriebe entstanden. Dorfvorsteher Schazaman Alijew kennt sie alle. Kennt er auch die Diskussion über den Einsatz von grüner Gentechnik? Er denkt lange nach und antwortet schließlich diplomatisch:

"Also, diese Pflanzen, von denen Sie da sprechen, die pflanzen wir nicht ein. Ich sage doch, wir haben vor allem Getreide, Melonen, Gemüse, Zuckerrüben, und Mais."

Nachfragen führen zu allgemeinen Erklärungen über das Wirtschaften auf der Ex-Kolchosa. Er ist stolz darauf, was hier seit der Unabhängigkeit entstanden ist. Stolz darauf Vorsteher einer Muster-Dorfsgemeinschaft zu sein. Dann will er uns die Felder zeigen, die Pferdezucht, die Schule und die kleine Bibliothek, am besten alles. Sie haben hier nicht so oft Besuch aus dem Ausland.

Noch bedeckt Schnee die Felder, über die er uns führt. In wenigen Tagen wird hier die Aussaat von Winterweizen beginnen. Hier ist Schazaman Alijew ganz in seinem Element und erklärt der deutschen Reporterin aus der Stadt das landwirtschaftliche Einmaleins:

"Wenn es viel Schnee gibt, dann friert die Saat gerade nicht. Und wenn es schneelose Winter gibt, dann friert sie ein. Unter dem Schnee ist sie wie im Pelzmantel. Genau wie Sie ja auch warm angezogen sind."

Dorfvorsteher Alijew arbeitet schon sein ganzes Leben in der Landwirtschaft. Aber Kenntnisse über Gen-Technik gehören für ihn und die Bauern des Dorfes noch nicht zum allgemeinen Repertoire. Doch dann haben wir Glück und treffen Achmad Ali Naschmidinov, Vorsitzender einer Bauernberatungs-Stelle. Er unterstützt Bauern, wenn sie Kooperativen bilden wollen, um günstigere Konditionen bei Einkauf und Vermarktung zu schaffen. Natürlich, sagt er, kennen sich die Bauern hier noch nicht mit den Möglichkeiten der grünen Gentechnik aus.

"Für unsere Bauern ist das ziemlich neu, ja? Und diese Samen sind meiner Meinung nach teuer. Außerdem sind sie in unseren Umwelt-Verhältnissen nicht erprobt. Dafür haben wir doch unseren Staat, der die Kontrolle über die Einfuhr von solchem Saatgut gewährleisten soll. Der Staat muss gewisse Voruntersuchungen garantieren, erst dann dürfen unsere Bauern solche Samen einkaufen."

Und für die Bauern, die er berät, wird es wohl auch in der Zukunft bei konventionellem Saatgut bleiben, denn Achmad Ali Nachmidinov ist skeptisch.

"Erstens müssten die Pflanzen gewisse Tests und eine Zertifizierung durchlaufen haben. Dafür muss man eine Erlaubnis haben. Zweitens bieten wir nur solche Samensorten an, die wir selbst untersucht haben, und die wir auch bei den Beratungen den Bauern gezeigt haben. Oder wir wissen von der positiven Erfahrung unserer Kooperationspartner, nur dann empfehlen wir unseren Bauern eine bestimmte Art von Saatgut, sonst nicht."

Damit berührt er einen empfindlichen Punkt. Denn obwohl Kirgisien eine Stufenregelung für genmodifizierte Organismen einführen möchte: Tests und Untersuchungen sind im Lande selbst nicht möglich, weil es nicht die Labors dafür gibt. Das wird besonders wichtig, sobald es um die Frage nach der Kennzeichnung von genmanipulierten Lebensmitteln geht. Ein Dilemma, das Mikhail Matveyenko von der Bio-Sicherheits-Kommission so beschreibt:

"Ich weiß, dass es relativ schwer ist, das durchzuführen, weil wir keine anerkannten Labors haben, die das Recht besitzen, auf genmanipulierte Organismen zu testen. Das heißt, es gibt einige Labors, die qualitativ testen können, also ob ein Produkt generell genmodifizierte Anteile enthält. Quantitative Tests darüber, wie hoch dieser Anteil ist, die sind jedoch nicht möglich. Allerdings, wenn es nach dem Gesetz ginge, dann sollten in Kirgisien seit dem letzten Jahr alle Produkte markiert werden, in denen der Anteil der genmanipulierten Komponenten über fünf Prozent beträgt."

Die wirtschaftlichen Auswirkungen des Kennzeichnungs-Debakels sind schon jetzt spürbar:

"Zum Beispiel ist eine der größten Firmen in Kirgisien, die unser Nationalgetränk nach Russland exportiert, mit folgendem Problem konfrontiert: In Russland herrscht Kennzeichnungspflicht. Wir haben aber keine Labors, die die Qualität prüfen können."

Für die Firma heißt das: Kein Export nach Russland mehr möglich, Absatzprobleme und Verluste. Der wirtschaftliche Druck - er führt zu Aktionismus. Im Mai ist im kanadischen Montreal ein Treffen der Länder angesetzt, die das Cartagena-Protokoll unterschrieben haben. Und Kirgisien will als Anwarter gleich mit einem Vorschlag über ein weltweit einheitliches Kennzeichnungs-System auf sich aufmerksam machen. Damit Kirgisien wenigstens weiß, wie es Lebensmittel kennzeichnen sollte, wenn es denn könnte.

Es ist wieder soweit. In diesen Tagen fängt die Aussaat an. Ob schon das ein oder andere genmanipulierte Saatkorn dabei ist - eingewandert über geheime Schmuggel-Routen aus den Nachbarländern? Die Bauern werden es nicht wissen. Sie werden wie immer um ihr Auskommen kämpfen, darum, genügend Geld für Dünger und Pestizide zu haben, und auf eine gute Ernte hoffen. Eigentlich ganz einfach, und doch schwer genug.

ENDE